

Die Lampe des Anaxagoras

und

die russische Fürstin.

Perikles beherrschte Athen; Perikles, von dem die Dichter zu seiner Zeit sangen: „Seine Lippen sind der Thron der göttlichen Gnade, und alles ihres Zaubers.“ Vierzig Jahre lang konnte er, ohne Waffengewalt, nur durch die Uebermacht seiner Einsicht und Gaben das freie Athen beherrschen mit wahrhaft königlicher Unbeschränktheit. Man kannte damals keinen glücklicheren und vortreflicheren Feldherrn, keinen gewandtern Staatsmann, keinen größern Redner, als ihn. „Und wenn ich ihn zu Boden würfe,“ sagte einst einer seiner Gegner, „und er am Boden den Zuschauern beweisen wollte, er liege nicht am Boden, die Zuschauer würden es ihm glauben.“

Diese überlegene Geistesbildung dankte er großen und berühmten Lehrern, die er in der Jugend gehabt, besonders dem Weltweisen Anaxagoras von Klazomene. Auch in spätern Jahren stand dem Perikles noch oft Anaxagoras in öffentlichen Händeln mit seinem Rath zur Seite. Daher geschah, als Perikles einst für kurze Zeit in die Ungunst der Athener fiel, und alle dessen Freunde verfolgt wurden, auch der weise Anaxagoras gleiches Schicksal dulden mußte. Er trug es mit der ihm eigenen Gemüthsruhe, die durch das, was irdisch und vergänglich ist, nie getrübt werden konnte.

Niemand konnte die Sitten, Niemand die Handlungen des Weltweisen schelten. Es fand keine Anklage gegen sein Herz und seinen Lebenswandel statt; also machte man ihm aus seinen Uebersetzungen ein Verbrechen. Man beschuldigte ihn des Unglaubens, ihn, der zuerst das Dasein eines einzigen höchsten, unsichtbaren Wesens unter den Griechen lehrte; man beschuldigte ihn der Irreligiosität, weil er die Priesterlehren und ihre Götter verachtete. Seine Freunde zwangen ihn, zu fliehen. Er ging. Athen verurtheilte ihn in seiner Abwesenheit zum Tode. Anaxagoras sagte lächelnd: „Die Natur hat längst schon gegen mich, wie gegen meine Richter, dies Urtheil gesprochen!“

Er begab sich nach Lampsakos, einer Stadt am Hellespont. Hier lebte er noch mehrere Jahre vergessen und dürstig, und unterrichtete in der Weisheit. Oft mangelte ihm das Nothwendigste zum Lebensunterhalt. Er klagte nicht. Er entbehrte willig alle jene kleinen Bequemlichkeiten, welche ihm wohl die Beschwerden seines hohen Alters hätten erleichtern können. Perikles war in Athen längst wieder der Erste, der Angebetete, der Allmächtige geworden. Aber Perikles vergaß den dürstigen Lehrer, und dachte nicht daran, die letzten Tage des ehrwürdigen Greises dankbar zu versüßen. Erst, als er vernahm, daß Anaxagoras in der Fremde fast Hungers sterbe, der Mann, dem er die Bildung seines Geistes und Herzens, dem er das schuldig sei, wodurch er sich zur Beherrschung Athens hatte emporheben können, — erst da ging Perikles reuig in sich selbst. Er machte sich auf, er eilte selbst nach Lampsakos.

Perikles trat in die Wohnung des Weltweisen. Der sterbende Greis lag auf dem Bette kraftlos; auf einem Tischchen brannte eine schlechte irdene Lampe, und verbreitete in der Dunkelheit einen falben Schimmer. Der Sterbende erkannte seinen Schüler; sein Lächeln begrüßte denselben. Perikles war trostlos. Er

wünschte nichts, als das Leben des theuern Mannes nur noch einige Zeit verlängern zu können.

„Du kommst zu spät, Perikles,“ sagte Anaxagoras, der seinem Schüler mit Recht die geringe Aufmerksamkeit und Dankbarkeit gegen seinen Lehrer zum Vorwurf machen konnte: „du kommst zu spät, Perikles; will man, daß das Licht der Lampe nicht erlösche, muß man nicht vergessen, Del hineinzugießen.“

Raum hatte Anaxagoras diese Worte gesprochen, erlosch das zitternde Flämmlein in der Lampe und zugleich die Lebensflamme des Weltweisen. Perikles überließ sich seinem Schmerze. Er konnte nie wieder das letzte Wort seines Lehrers und dessen Lampe vergessen. Er that nun, nachdem er so lange das Nothwendige und Schuldige unterlassen hatte, das Ueberflüssige, wie es in der Welt häufig zu geschehen pflegt. Dem er im Leben nicht das nöthige Brod gegeben, gab er nach dem Tode Denksteine. Er errichtete über seinem Grabe zwei Altäre von parischem Marmor, den einen der Wahrheit geweiht, den andern dem gesunden Menschenverstande.

Wahrlich, noch in unsern Zeiten sollten manche Großen der Erde an die Lampe des Anaxagoras erinnert werden.

Wie ein schönes Gegenstück aber zum Perikles in Athen und sein Thun gegen Anaxagoras bildet Alexander, Kaiser von Rußland, in unsern Tagen gegen seinen ehemaligen Lehrer, den ehrwürdigen und weisen Friedrich Cäsar Laharpe! Ich habe nicht nöthig, von der zärtlichen Dankbarkeit des großen Fürsten hier zu sprechen. Die Welt kennt sie. Ich wähle statt dieses Gegenstücks ein anderes. Auch dieses bietet mir der russische Hof dar. Die Begebenheit ereignete sich erst unlängst, und wurde mir von einem achtbaren Manne gemeldet. Gern soll man der Welt solche zarte Züge tugendhaften Sinnes mittheilen, um ähnlichen Sinn in andern Gemüthern zu erwecken.

Ein russisches Fürstenhaus vom ersten Range vertraute vor zehn Jahren die Erziehung seiner Kinder einer geistvollen, edelsinnigen Schweizerin an. Diese gewann durch ihre Tugenden, welche sie eben so schön zu lehren, als zu üben wußte, und durch die Anmuth ihres Betragens allgemeine Achtung. Als sie sich nach mehreren Jahren endlich vermählte, offenbarte sich ihr die Dankbarkeit der Fürstin W— auf eine schöne Weise. Die Fürstin gab in ihrem Palaste das Fest der Hochzeit, und zwar sehr glänzend, und überhäufte die tugendhafte Lehrerin mit ihren Geschenken.

Diese genoß das Glück des Lebens nicht lange. Es blieb ihr von ihrem ersten Wochenbette eine Schwermuth zurück, die sich nicht zerstreuen ließ, und welche selbst die Gesundheit ihres zarten Körpers zu zerstören drohte. Die Aerzte riethen endlich zur Luftveränderung, zur Rückkehr in die vaterländischen schönen Gebirgsthäler. Eine Anverwandtin der Kranken, welche eben im Begriff war, aus Rußland wieder nach der Schweiz zu reisen, bot dazu die angemessenste Gelegenheit.

Die Fürstin trennte sich ungern von der hochgeschätzten leidenden Frau. In der rauhen Jahreszeit machte sich voll zärtlicher Anhänglichkeit die Fürstin auf, und begleitete ihre kranke Freundin in eigener Person sechshundert Werste weit, nur um unterwegs zu beobachten, welche Wirkung die Reise auf die Gesundheit derselben machen werde. Dann endlich mußte sie scheiden von der geliebten Erzieherin. Die Trennung war ein erschütternder, schmerzhafter Augenblick für Beide. Selbst späterhin noch, so oft die edle Fürstin dieses Augenblicks gedachte, schwammen bei der Erzählung ihre Augen in Thränen.

Die Wünsche der Fürstin, ihre Seufzer für das theure Leben, blieben unerfüllt. Nach einem halben Jahre entschlummerte die Kranke sanft.
